

Detlef Wendt

Ein Löffel Gänseschmalz

Seit drei Wochen liege ich im Bett und warte auf den Tod. Es ist angenehm kühl im Zimmer. Das Fenster steht einen Spalt offen und lässt einen leichten Wind herein, der mein Fieber etwas mildert. Anfangs hatte ich protestiert, gerade so heftig, wie mein Zustand es zuließ und darauf bestanden, in der Klinik zu sterben, wissend um die Belastung, die Sabine mit mir zu Hause hätte, aber sie, nichtsahnend von der Unerträglichkeit alltäglichen Siechtums, wischte meinen Widerstand beiseite und nahm mich, sobald die Diagnose vom Professor bestätigt wurde, mit nach Hause.

Nach Hause, das war Sabines Haus, das sie, gerade erst volljährig geworden, gegen den Widerstand ihrer Eltern, aber mit aufmunterndem Zuspruch und einem Darlehen ihrer Großmutter erworben hatte, mittlerweile 35 Jahre her, eine lange Zeit, mitunter fast ein Menschenleben, vereinzelt nicht einmal das.

Einige Zeit nach meinem Einzug vor gut 20 Jahren hatte sie mich gefragt, ob ich mich so langsam darin heimisch fühle. Erwartungsfroh schaute sie mich an, und ich Idiot hätte die kindliche Zuversicht in ihrem Blick erkennen müssen. Dennoch beging ich den Fehler, zu sagen, dass ich in dem Haus zwar sesshaft sei, aber nicht beheimatet, dass mich die Zimmer zwar beherbergten, aber nicht behüteten und Heimat, sagte ich mit einer Spur von Selbstvergessenheit in der Stimme, habe nur, wer behütet sei.

Erst nach einem bis zum Morgengrauen gehenden tränenreichen Gespräch gelang es mir, sie zu besänftigen, und kurz nach vier Uhr morgens einigten wir uns darauf, dass meine unbedachte Äußerung darauf zurückzuführen sei, dass ihr Heimatbegriff nicht mit dem meinen übereinstimmte, dass es folglich nicht die eine Heimat gebe, sondern viele Facetten davon. Ihre Heimat ist das Haus, in dem sie geboren wurde und das Stadtviertel, in dem sie aufwuchs, meine dagegen besteht weder aus Häusern noch aus Buchstaben in einer Zeile meines Personalausweises, sondern ist ein Puzzle aus vielen Einzelteilen, ein Gemenge aus Ereignissen meiner fröhlichen und unbeschwerten Kindheit. Heimat ist schiere Erinnerung, eine lange Reise in die Vergangenheit ohne Ortswechsel.

Meine Heimat sind alte Fotografien, meist in Schwarzweiß, einige davon klar, andere Bilder verschwommen, so als betrachte man sie mit Tränen in den Augen. Eines vom hinter dem Haus gelegenen Bolzplatz, auf dem ein riesiger Kirschbaum steht, dessen Süßkirschen uns im Sommer immer höher in die Baumkrone locken. Ein anderes vom dunklen, Angst einflößenden Vorratskeller, in den unsere Eltern meinen Bruder und mich kurz vor der Bescherung schicken, um es dem Weihnachtsmann zu ermöglichen, die für uns bestellten Geschenke ungestört bei uns abzugeben. Bilder von Milchreis oder Stampfkartoffeln mit weißen Bohnen, deren Geruch ich liebe und meist freitags nach der Schule schon im Hausflur wahrnehme.

Ein etwas unscharf gewordenes, aber nicht minder wichtiges Bild von einem Esslöffel voll Gänseschmalz, das meine Oma aus einem Glas herauskratzt und über einer brennenden Kerze verflüssigt, um anschließend einen Wattebausch darin einzutauchen und es auf meinem Bauch einzumassieren, im Vertrauen darauf, meine Magenschmerzen damit in die Flucht zu schlagen. Ein ganzes Daumenkino voller Bilder, wie sie und ich auf der Couch sitzen, ich ein „Sechser“ genanntes Fünfpfennigstück in die Faust nehme, meine beiden Hände mit dem Spruch „Rummelrummel Ross, wo wonne Voss, unnern oder boven“ umeinander rolle, innehalte und sie raten lassen, in welcher Faust ich den Sechser versteckt halte, wie ich sie anschließend gespannt anschau, ob sie bereits einen Verdacht haben könnte und in meiner kindlichen Erwartung inständig hoffe, dass sie die falsche Hand auswählt und ich als strahlender Sieger aus unserem kleinen Duell hervorgehe, bevor wir dann die Rollen tauschen.

Nein, Heimat ist nicht schlicht ein Zuhause, obgleich der, der eines hat, sich glücklich schätzen darf, aber das Glück ist oft unpünktlich, unzuverlässig und flüchtig. Zuhause, das waren bei mir fünfundfünfzig Quadratmeter Wohnfläche verteilt auf drei Zimmer, Küche, Diele, Bad, eine Wohnung, die mit einem Kachelofen beheizt wurde, der kurz nach seiner Befuerung Sonnenoberflächentemperatur erreichte und selbst frisch gestrichene Wände um das Ofenrohr herum nach einiger Zeit pechschwarz färbte.

Zuhause war bloß der Ort, wohin ich zum Abendessen lief oder auch schon früher, wenn ich mir die Knie so blutig aufgeschlagen habe, dass ich Trost und ein Pflaster brauchte.

Heimat dagegen ist ein Gefühl der vertrauten, Schutz gebenden großen, warmen Hand meines Vaters beim Spaziergang. Heimat ist meine speckige Lederhose, die scheinbar nie gewechselt werden musste. Heimat ist der Schreck über die verschrammten neuen braunen Lederschuhe nach einem sonntags eigentlich verbotenen Fußballspiel im Hof und die Angst, was wohl passieren wird, wenn meine Mutter die Schuhe zu Gesicht bekommt.

Meine zerkratzten Schuhe, die ich mit einem braunen Buntstift aus meinem Schuletui aufzuhübschen versuche, womit ich letztlich aber kläglich scheitere, und die Lederhose sehe ich noch heute so genau vor mir, dass ich sofort ein Foto davon ausspucken könnte, wäre mein Kopf eine Sofortbildkamera. Solange ich diese alten, längst vertraut gewordenen Bilder in mir trage, die gelebten und ins Hirn gemeißelten Erinnerungen vom Kind sein und erwachsen werden, solange werde ich behütet sein. Ich bedauere zutiefst die Unglückseligen, die sich nicht darauf besinnen können oder diese Bilder vielleicht nicht abrufen wollen, weil sie glauben, ihre Zeit damit zu verschwenden, oder weil der Schmerz der Erinnerung deren Freuden überwiegt, denn sie alle irren umher, stets auf der Suche nach Vertrautem.

Ich friere. Die Schmerzen melden sich zurück. Mir kommt meiner Oma Löffel in den Sinn, aber sagen Sie selbst, wo gibt es heutzutage noch Gänseschmalz?

Es gibt Phasen, da könnte ich den Mont Blanc besteigen, dann wieder Momente, in denen schon das Einatmen eine höllische Tortur ist, und diese Momente, ich registriere es mit zunehmend kraftloserem Widerstand, treten häufiger auf und lassen mich spüren, wie ausgeliefert ich dieser heimtückischen Krankheit, diesem konzentrierten Verfall meines Körpers bin.

Bis jetzt ist es mir noch gelungen, genügend Reserven zu mobilisieren und nach Sabine, wenn sie nicht sowieso schon neben mir sitzt, zu rufen, und sie eilt hoch zu mir, jedes Mal, wenn ich sie rufe, unermüdlich, unbeirrt, ohne sich zu beklagen. Selbst wenn mein Ruf so leise ist, dass man ihn unmöglich hören kann, kommt sie, als hätte sie ihn erahnt, stellt sich vor das Bett und fragt, ob sie sich zu mir setzen dürfe. Jedes Mal fragt sie das, jedes Mal nicke ich, jedes Mal setzt sie sich, nimmt jedes Mal meine Hand in ihre Hände und streichelt sie jedes Mal behutsam und sanft, als ob ihr die alltägliche Trostlosigkeit nichts anhaben könnte, und jedes Mal fragt sie, ob es schlimmer geworden sei, ob sie mir ein Schmerzmittel geben oder einfach nur bei mir sitzen bleiben und mir etwas erzählen soll, und am schönsten ist es für mich, wenn der Schmerz mir noch so viel Kraft übrig lässt, dass ich mich für das Zuhören entscheiden darf.

Meist beginnt sie mit Geschichten aus ihrer Kindheit, längst Vergangenes, derer sie sich nur deshalb erinnert, weil ich sie darum bitte. Oft sind es lustige Geschichten, und wir lachen, sie herzlich und laut, ich kraftloser, aber nicht minder herzlich.

Dann erzählt sie von uns, wie wir uns kennenlernten, wie die Liebe begann, wuchs und immer stärker wurde, von gemeinsamen Erinnerungen und Erlebnissen, und während sie erzählt, mit ihrer klaren, schönen Stimme, verliebe ich mich jedes Mal neu in diese wundervolle Frau und schlafe langsam ein, und in diesen Momenten spüren wir, dass wir zwei sogar eine gemeinsame Heimat haben, weil wir die Bilder der Erinnerung in unseren Herzen tragen.